


**Nr. 32. Bromberg, den 31. August 1922.**

## Theodor Storm.

Lange, bevor man von Heimatkunst sprach, hatte Holstein seinen Heimatdichter: Theodor Storm. 1817 in Husum geboren, gehört er dem Friesengeschlecht an, dessen trotziger Wahlspruch lautet: Lewer duad üs Slav. Als 1848 der Dänenkönig Christian VIII. starb und sein Sohn Friedrich VII. den Thron bestieg, wollte er Schleswig-Holstein dem Dänenreich einverleiben. Storm hatte seine Abneigung gegen das dänische Regiment nicht verborgen; darum war ihm beim Thronwechsel die erforderliche Bestätigung als Advokat versagt worden. Er wollte sich nicht beugen, so mußte er die Heimat verlassen: Lewer duad üs Slav. Er wandte sich nach Preußen und wurde 1853 als Assessor am Kreisgericht zu Potsdam angestellt. Er hat sich in dem „großen Militärkasino" Potsdam nie wohl gefühlt, trotz seiner Berliner Freunde, zu denen Franz Kugler, Adolf Menzel, Theodor Fontane und Paul Heyse zählten. Ihm war, wie den alten Germanen, das Leben in der Fremde das „Elend". Das Heimweh verließ ihn auch nicht, als er 1856 als Kreisrichter nach dem kleinen Heiligenstadt im Eichsfeld versetzt wurde. Als ihn 1864 seine Vaterstadt zurückrief, die Landvogtei des Amtes Husum zu übernehmen, da wurde er der Heimkehr nicht froh, wie er gehofft hatte. „Es ist ein melancholisches Lied, das Lied von der Heimkehr." Es war vieles verändert, manchen alten Bekannten fand er nicht mehr, das neue preußische Regiment sagte ihm wenig zu, dazu starb seine geliebte Frau Constanze am Kindbettfieber. Doch seinen Lebensmut verlor er nicht. Bei der Neuordnung der Verhältnisse erhielt er das Amtsgericht. 1866 verheiratete er sich aufs neue mit Dorothee Jensen, einer Jugendfreundin. Auch seine Muse blieb ihm treu. Er fand in seiner Dichtung kräftigere Töne. Wo früher wehmütige Resignation war, finden wir jetzt erschütternde Tragik; die Schuld seiner Helden wird größer, größer auch wird die Sühne. So lebte er, nachdem er 1874 Oberamtsrichter geworden war, bis 1880 in Husum. Dann nahm er, 63jährig, seine Entlassung und siedelte nach dem kleinen Örtchen Hardemarschen über.

Hier hat er einen stillen, reichen Lebensabend verlebt, im Verkehr mit den Besten seiner Zeit, aber doch zurückgezogen. Am 4. Juli 1888 machte der Tod in Haneran seinem an äußeren Erlebnissen armen, an innerlichem Schauen reichen Leben ein Ende.

Früh hat Storms Dichten begonnen. Als Gymnasiast schon schrieb er lyrische Gedichte. Seine erste Prosadichtung schrieb er als Dreißigjähriger: Martha und ihre Uhr. Storm ist der Meister der Novelle und des lyrischen Gedichts. Er kannte seine Grenzen. Er hat nie das Verlangen gehabt, ein Drama zu schreiben, und keine seiner Novellen weitet sich zum Roman. Seine Lyrik sowohl wie seine Prose sind eng verbunden mit der Natur seiner Heimat. Meer und Deich, Moor und Heide sucht er immer wieder in ihren verschiedenartigen Stimmungen festzuhalten. Die Stimmung beherrscht seine Gedichte wie seine Novellen.

Der graue Himmel seiner Heimat, selten durchbrochen vom hellen Sonnenschein, wölbt sich auch über der Novelle „Aquis submersus", das ist verdeutscht: „In den Wassern versunken." (1875—76). Der eine Sonnenstrahl, der eine Augenblick im Paradiese wird durch das Lebensglück zweier holder, liebwerter Menschenkinder erkauft. Ein unerbittliches Schicksal läßt sie beide schuldlos schuldig werden. Storms Meisterhand zeigt sich in dieser Novelle vor allem darin, daß er uns in den Bann einer Wirklichkeit zieht, die nie gewesen ist. Er zwingt uns, an die Handschrift des Malers zu glauben; darum packt uns dessen Leben und Lieben mit ungewöhnlicher Macht. Und hat doch kein Buchstabe dieser Handschrift aus dem 17. Jahrhundert je existiert. Aber da Storm den Stil der Zeit festzuhalten sucht, haben wir nicht den Eindruck des Gekünstelten. Einen eigenen Reiz erhält die Novelle durch die Verhaltenheit des Tons, durch die das qualvolle Leid um so erschütternder auf uns wirkt.

---

# Aquis submersus.

### Novelle von Theodor Storm.

(Nachdruck verboten.)

In unserem zu dem früher herzoglichen Schlosse gehörigen, seit Menschengedenken aber ganz vernachlässigten „Schloßgarten" waren schon in meiner Knabenzeit die einst im altfranzösischen Stile angelegten Hagebuchenhecken zu dünnen, gespenstischen Alleen ausgewachsen; da sie indessen immerhin noch einige Blätter tragen, so wissen wir Hiesigen, durch Laub der Bäume nicht verwöhnt, sie gleichwohl auch in dieser Form zu schätzen; und zumal von uns nachdenklichen Leuten wird immer der eine oder andere dort zu treffen sein. Wir pflegen dann unter dem dürftigen Schatten nach dem sogenannten „Berg" zu wandeln, einer kleinen Anhöhe in der nordwestlichen Ecke des Gartens oberhalb des ausgetrockneten Bettes eines Fischteiches. von wo aus der weitesten Aussicht nichts im Wege steht.

Die meisten mögen wohl nach Westen blicken, um sich an dem lichten Grün der Marschen und darüberhin an der Silberflut des Meeres zu ergötzen, auf der das Schattenspiel der langgestreckten Insel schwimmt; meine Augen wenden unwillkürlich sich nach Norden, wo, kaum eine Meile fern, der graue, spitze Kirchturm aus dem höher belegenen, aber öden Küstenlande aufsteigt; denn dort liegt eine von den Stätten meiner Jugend.

Der Pastorssohn aus jenem Dorfe besuchte mit mir die „Gelehrtenschule" meiner Vaterstadt, und unzählige Male sind wir am Sonnabendnachmittage zusammen dahinausgewandert, um dann am Sonntagabend oder Montags früh zu unserem Nepos oder später zu unserem Cicero nach der Stadt zurückzukehren.

Es war damals auf der Mitte des Weges noch ein gut Stück ungebrochener Heide übrig, wie sie sich einst nach der einen Seite bis fast zur Stadt, nach der anderen ebenso gegen das Dorf erstreckt hatte. Hier summten auf den Blüten des duftenden Heidekrauts die Immen und weißgrauen Hummeln, und rannte unter dessen dürren Stengeln der schöne, goldgrüne Laufkäfer; hier in den Duftwolken der Eriken und des hartigen Gagelstrauches schwebten Schmetterlinge, die nirgends sonst zu finden waren. Mein ungeduldig dem Elternhause zustrebender Freund hatte oft seine liebe Not, seinen träumerischen Genossen durch all die Herrlichkeiten mit sich fortzubringen; hatten wir jedoch das angebaute Feld erreicht, dann ging es auch um desto munterer vorwärts, und bald, wenn wir nur erst den langen Sandweg hinaufwateten, erblickten wir auch schon über dem dunklen Grün einer Fliederhecke den Giebel des Pastorhauses, aus dem das Studierzimmer des Pastors mit seinen kleinen, blinden Fensterscheiben auf die bekannten Gäste hinabgrüßte.

Bei den Pastorsleuten, deren einziges Kind mein Freund war, hatten wir allezeit, wie wir hier zu sagen pflegen, fünf Quartier auf der Elle, ganz abgesehen von der wunderbaren

Naturalverpflegung. Nur die Silberpappel, der einzig hohe und also auch einzig verlockende Baum des Dorfes, die ihre Zweige ein gut Stück oberhalb des bemoosten Strohdaches rauschen ließ, war gleich dem Apfelbaum des Paradieses uns verboten und wurde daher nur heimlich von uns erklettert; sonst war, soviel ich mich entsinne, alles erlaubt und wurde je nach unserer Altersstufe bestens von uns ausgenutzt.

Der Hauptschauplatz unserer Taten war die große „Priesterkoppel“, zu der ein Pförtchen aus dem Garten führte. Hier wußten wir mit dem den Buben angeborenen Instinkte die Nester der Lerchen und der Grauammern aufzuspüren, denen wir dann die wiederholtesten Besuche abstatteten, um nachzusehen, wie weit in den letzten zwei Stunden die Eier oder die Jungen nun gediehen seien; hier auf einer tiefen und, wie ich jetzt meine, nicht weniger als jene Pappel gefährlichen Wassergrube, deren Rand mit alten Weidenstümpfen dicht umstanden war, fingen wir die flinken schwarzen Käfer, die wir „Wasserfranzosen“ nannten, oder ließen wir ein andermal unsere auf einer eigens angelegten Werft erbaute Kriegsflotte aus Walnußschalen und Schachteldeckeln schwimmen.

Im Spätsommer geschah es dann auch wohl, daß wir uns unserer Koppel einen Raubzug nach des Küsters Garten machten, der gegenüber dem des Pastorats an der anderen Seite der Wassergrube lag; denn wir hatten dort von zwei verkrüppelten Apfelbäumen unseren Zehnten einzuheimsen, wofür uns freilich gelegentlich eine freundschaftliche Drohung von dem gutmütigen alten Manne zuteil wurde.

So viele Jugendfreuden wuchsen auf dieser Priesterkoppel, in deren dürrem Sandboden andere Blumen nicht gedeihen wollten; nur den scharfen Duft der goldknopfigen Rainfarren, die hier haufenweis auf allen Wällen standen, spüre ich noch heute in der Erinnerung, wenn jene Zeiten mir lebendig werden.

Doch alles dieses beschäftigte uns nur vorübergehend; meine dauernde Teilnahme dagegen erregte ein anderes, dem wir selbst in der Stadt nichts an die Seite zu setzen hatten. Ich meine damit nicht etwa die Röhrenbauten der Lehmwespen, die überall aus den Mauerfugen des Stalles hervorragten, obschon es anmutig genug war, in beschaulicher Mittagsstunde das Aus- und Einfliegen der emsigen Tierchen zu beobachten; ich meine den viel größeren Bau der alten und ungewöhnlich stattlichen Dorfkirche. Bis an das Schindeldach des hohen Turmes war sie von Grund auf aus Granitquadern aufgebaut und beherrschte, auf dem höchsten Punkt des Dorfes sich erhebend, die weite Schau über Heide, Strand und Marschen.

Die meiste Anziehungskraft für mich hatte indes das Innere der Kirche; schon der ungeheure Schlüssel, der von dem Apostel Petrus selbst zu stammen, schien, erregte meine Phantasie. Und in der Tat erschloß er auch, wenn wir ihn glücklich dem alten Küster abgenommen hatten, die Pforte zu manchen wunderbaren Dingen, aus denen eine längst vergangene Zeit hier wie mit finsteren, dort mit kindlich frommen Augen, aber immer in geheimnisvollem Schweigen zu uns Lebenden aufblickte.

Da hing mitten in die Kirche hinab ein schrecklich übermenschlicher Kruzifixus, dessen hagere Glieder und verzerrtes Antlitz mit Blut überrieselt waren; dem zur Seite an einem Mauerpfeiler haftete gleich einem Nest die braungeschnitzte Kanzel, an der aus Frucht- und Blattgewinden allerlei Tier- und Teufelsfratzen sich hervorzudrängen schienen. Besondere Anziehungskraft aber übte der große, geschnitzte Altarschrank im Chor der Kirche, auf dem in bemalten Figuren die Leidensgeschichte Christi dargestellt war; so seltsam wilde Gesichter, wie das des Kaiphas oder die der Kriegsknechte, die in ihren goldenen Harnischen um des Gekreuzigten Mantel würfelten, bekam man draußen im Alltagsleben nicht zu sehen; tröstlich damit kontrastierte nur das holde Antlitz der am Kreuze hingesunkenen Maria; ja, sie hätte leicht mein Knabenherz mit einer phantastischen Neigung bestricken können, wenn nicht ein anderes mit noch stärkerem Reize des Geheimnisvollen mich immer wieder von ihr abgezogen hätte.

Unter all diesen seltsamen oder wohl gar unheimlichen Dingen hing im Schiff der Kirche das unschuldige Bildnis eines toten Kindes, eines schönen, etwa fünfjährigen Knaben, der, auf einem mit Spitzen besetzten Kissen ruhend, eine weiße Wasserlilie in seiner kleinen, bleichen Hand hielt. Aus dem zarten Antlitz sprach neben dem Grauen des Todes, wie hilfeflehend, noch eine letzte holde Spur des Lebens; ein unwiderstehliches Mitleid befiel mich, wenn ich vor diesem Bilde stand.

Aber es hing nicht allein hier; dicht daneben schaute aus dunklem Holzrahmen ein finsterer, schwarzbärtiger Mann in Priesterkragen und Sammar. Mein Freund sagte mir, es sei der Vater jenes schönen Knaben; dieser selbst, so gehe noch heute die Sage, solle einst in der Wassergrube unserer Priesterkoppel seinen Tod gefunden haben. Auf dem Rahmen lasen wir die Jahreszahl 1666; das war lange her. Immer wieder zog es mich zu diesen beiden Bildern; ein phantastisches Verlangen ergriff mich, von dem Leben und Sterben des Kindes eine nähere, wenn auch noch so karge Kunde zu erhalten; selbst aus dem düsteren Antlitz des Vaters, das trotz des Priesterkragens mich fast an die Kriegsknechte des Altarschrankes gemahnen wollte, suchte ich sie herauszulesen.

Nach solchen Studien in dem Dämmerlicht der alten Kirche erschien dann das Haus der guten Pastorsleute nur um so gastlicher. Freilich war es gleichfalls hoch zu Jahren, und der Vater meines Freundes hoffte, so lange ich denken konnte, auf einen Neubau; da aber die Küsterei an derselben Altersschwäche litt, so wurde weder hier noch dort gebaut. Und doch, wie freundlich waren trotzdem die Räume des alten Hauses; im Winter die kleine Stube rechts, im Sommer die größere links vom Hausflur, wo die aus den Reformationsalmanachen herausgeschnittenen Bilder in Mahagonirähmchen an der weißgetünchten Wand hingen, wo man aus dem westlichen Fenster nur eine ferne Windmühle, außerdem aber den ganzen weiten Himmel vor sich hatte, der sich abends in rosenrotem Schein verklärte und das ganze Zimmer überglänzte. Die lieben Pastorsleute, die Lehnstühle mit den roten Plüschkissen, das alte tiefe Sofa, auf dem Tisch beim Abendbrot der traulich sausende Teekessel — es war alles helle, freundliche Gegenwart.

Nur eines Abends — wir waren derzeit schon Sekundaner — kam mir der Gedanke, welch eine Vergangenheit an diesen Räumen hafte, ob nicht gar jener tote Knabe einst mit frischen Wangen hier leibhaftig umhergesprungen sei, dessen Bildnis jetzt wie mit einer wehmütig holden Sage den düsteren Kirchenraum erfüllte.

Veranlassung zu solcher Nachdenklichkeit mochte geben, daß ich am Nachmittage, wo wir auf meinen Antrieb wieder einmal die Kirche besucht hatten, unten in einer dunklen Ecke des Bildes vier mit roter Farbe geschriebene Buchstaben entdeckt hatte, die mir bis jetzt entgangen waren:

„Sie lauten C. P. A. S.“, sagte ich zu dem Vater meines Freundes; „aber wir können sie nicht enträtseln.“

„Nun,“ erwiderte dieser; „die Inschrift ist mir wohl bekannt; und nimmt man das Gerücht zu Hilfe, so möchten die beiden letzten Buchstaben wohl mit „Aquis submersus“, also mit „Ertrunken“ oder wörtlich „Im Wasser versunken“ zu deuten sein; nur mit dem vorangehenden C. P. wäre man dann noch immer in Verlegenheit! Der junge Adjunktus unseres Küsters, der einmal die Quarta passiert ist, meint zwar, es könne „Casu Periculoso“, „Durch gefährlichen Zufall“ heißen; aber die alten Herren jener Zeit dachten logischer; wenn der Knabe dabei ertrank, so war der Zufall nicht nur bloß gefährlich.“

Ich hatte begierig zugehört. „Casu“, sagte ich; „es könnte auch wohl „Culpa“ heißen?“

„Culpa?“ wiederholte der Pastor. „Durch Schuld? — Aber durch wessen Schuld!“

Da trat das finstere Bild des alten Predigers mir vor die Seele, und ohne viel Besinnen rief ich: „Warum nicht: „Culpa Patris“?“

Der gute Pastor war fast erschrocken. „Ei, ei, mein junger Freund“, sagte er und erhob warnend den Finger gegen mich. „Durch Schuld des Vaters? So wollen wir trotz seines düsteren Ansehens meinen seligen Amtsbruder doch nicht beschuldigen. Auch würde er dergleichen wohl schwerlich von sich haben schreiben lassen.“

Dies letztere wollte auch meinem jugendlichen Verstande einleuchten; und so blieb denn der eigentliche Sinn der Inschrift nach wie vor ein Geheimnis der Vergangenheit.

Daß übrigens jene beiden Bilder sich auch in der Malerei wesentlich vor einigen alten Predigerbildnissen auszeichneten, die gleich daneben hingen, war mir selbst schon klar geworden; daß aber Sachverständige in dem Maler einen tüchtigen Schüler altholländischer Meister erkennen wollten, erfuhr ich freilich erst jetzt durch den Vater meines Freundes. Wie jedoch ein solcher in dieses arme Dorf verschlagen worden, oder woher er gekommen und wie er geheißen habe, darüber wußte auch er mir nichts zu sagen. Die Bilder selbst enthielten weder einen Namen noch ein Malerzeichen.

* * *

Die Jahre gingen hin. Während wir die Universität besuchten, starb der gute Pastor, und die Mutter meines Schulgenossen folgte später ihrem Sohne auf dessen inzwischen anderswo erreichte Pfarrstelle; ich hatte keine Veranlassung mehr, nach jenem Dorfe zu wandern.

Da, als ich selbst schon in meiner Vaterstadt wohnhaft war, geschah es, daß ich für den Sohn eines Verwandten ein Schülerquartier bei guten Bürgersleuten zu besorgen hatte. Der eigenen Jugendzeit gedenkend, schlenderte ich im Nachmittagssonnenscheine durch die Straßen, als mir

an der Ecke des Marktes über der Tür eines alten, hochgegiebelten Hauses eine plattdeutsche Inschrift in die Augen fiel, die verhochdeutscht etwa lauten würde:

Gleich so wie Rauch und Staub verschwind't,
Also sind auch die Menschenkind'.

Die Worte mochten für jugendliche Augen wohl nicht sichtbar sein; denn ich hatte sie nie bemerkt, so oft ich auch in meiner Schulzeit mir einen Heißewecken bei dem dort wohnenden Bäcker geholt hatte. Fast unwillkürlich trat ich in das Haus; und in der Tat, es fand sich hier ein Unterkommen für den jungen Vetter. Die Stube ihrer alten „Möddersch" (Mutterschwester) — so sagte mir der freundliche Meister —, von der sie Haus und Betrieb geerbt hätten, habe seit Jahren leer gestanden; schon lange hätten sie sich einen jungen Gast dafür gewünscht.

Ich wurde eine Treppe hinaufgeführt, und wir betraten dann ein ziemlich niedriges, altertümlich ausgestattetes Zimmer, dessen beide Fenster mit ihren kleinen Scheiben auf den geräumigen Marktplatz hinausgingen. Früher, erzählte der Meister, seien zwei uralte Linden vor der Tür gewesen; aber er habe sie schlagen lassen, da sie allzusehr ins Haus gedunkelt und auch hier die schöne Aussicht ganz verdeckt hätten.

Über die Bedingungen wurden wir bald in allen Teilen einig; während wir dann aber noch über die jetzt zu treffende Einrichtung des Zimmers sprachen, war mein Blick auf ein im Schatten eines Schrankes hängendes Ölgemälde gefallen, das plötzlich meine ganze Aufmerksamkeit hinwegnahm. Es war noch wohlerhalten und stellte einen älteren, ernst und milde blickenden Mann dar, in einer dunklen Tracht, wie in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sie diejenigen aus den vornehmeren Ständen zu tragen pflegten, die sich mehr mit Staatssachen oder gelehrten Dingen als mit dem Kriegshandwerk beschäftigten.

Der Kopf des alten Herrn, so schön und anziehend und so trefflich gemalt er immer sein mochte, hatte indessen nicht diese Erregnng in mir hervorgebracht; aber der Maler hatte ihm einen blassen Knaben in den Arm gelegt, der in seiner kleinen, schlaff herabfallenden Hand eine weiße Wasserlilie hielt; — und diesen Knaben kannte ich ja längst. Auch hier war es wohl der Tod, der ihm die Augen zugedrückt hatte.

„Woher ist dieses Bild?" fragte ich endlich, da ich plötzlich inne wurde, daß der vor mir stehende Meister mit seiner Auseinandersetzung innegehalten hatte.

Er sah mich verwundert an. „Das alte Bild? Das ist von unserer Möddersch", erwiderte er. „Es stammt von ihrem Urgroßonkel, der ein Maler gewesen und vor mehr als hundert Jahren hier gewohnt hat. Es sind noch andere Siebensachen von ihm da."

Bei diesen Worten zeigte er nach einer kleinen Lade von Eichenholz, auf der allerlei geometrische Figuren recht zierlich eingeschnitten waren.

Als ich sie von dem Schranke, auf dem sie stand, herunternahm, fiel der Deckel zurück, und es zeigten sich mir als Inhalt einige stark vergilbte Papierblätter mit sehr alten Schriftzügen.

„Darf ich die Blätter lesen?" fragte ich.

„Wenn's Ihnen Pläsier macht", erwiderte der Meister, „so mögen Sie die ganze Sache mit nach Hause nehmen; es sind so alte Schriften; Wert steckt nicht darin."

Ich aber erbat mir und erhielt auch die Erlaubnis, diese wertlosen Schriften hier an Ort und Stelle lesen zu dürfen; und während ich mich dem alten Bilde gegenüber in einen mächtigen Ohrenlehnstuhl setzte, verließ der Meister das Zimmer, zwar immer noch erstaunt, doch gleichwohl die freundliche Verheißung zurücklassend, daß seine Frau mich bald mit einer guten Tasse Kaffee regalieren werde.

Ich aber las und hatte im Lesen bald alles um mich her vergessen.

*

So war ich denn wieder daheim in unserem Holstenlande; am Sonntage Kantate war es Anno 1661! Mein Malgerät und sonstiges Gepäcke hatte ich in der Stadt zurückgelassen und wanderte nun fröhlich fürbaß. die Straße durch den maiengrünen Buchenwald, der von der See ins Land hinaufsteigt. Vor mir her flogen ab und zu ein paar Waldvöglein und letzten ihren Durst an dem Wasser, so in den tiefen Radgeleisen stund; denn ein linder Regen war gefallen über Nacht und noch gar früh am Vormittage, so daß die Sonne den Waldesschatten noch nicht überstiegen hatte.

Der helle Drosselschlag, der von den Lichtungen zu mir scholl, fand einen Widerhall in meinem Herzen. Durch die Bestellungen, die mein teurer Meister van der Helst im letzten Jahre meines Amsterdamer Aufenthalts mir zugewendet, war ich aller Sorge quitt geworden; einen guten Zehrpfennig und einen Wechsel auf Hamburg trug ich noch itzt in meiner Taschen; dazu war ich stattlich angetan: mein Haar fiel auf ein Mäntelchen mit feinem Grauwerk, und der Lütticher Degen fehlte nicht an meiner Hüfte.

Meine Gedanken aber eileten mir voraus; immer sah ich Herrn Gerhardus, meinen edlen großgünstigen Protektor, wie er von der Schwelle seines Zimmers mir die Hände würd' entgegenstrecken, mit seinem milden Gruße: „So segne Gott deinen Eingang, mein Johannes!"

Er hatte einst mit meinem lieben, ach, gar zu früh in die ewige Herrlichkeit genommenen Vater zu Jena die Rechte studieret und war auch nachmals den Künsten und Wissenschaften mit Fleiße obgelegen, so daß er dem hochseligen Herzog Friedrich bei seinem edlen, wiewohl wegen der Kriegsläufte vergeblichen Bestreben um Errichtung einer Landesuniversität ein einsichtiger und eifriger Berater gewesen. Obschon ein adeliger Mann, war er meinem lieben Vater doch stets in Treuen zugetan blieben, hatte auch nach dessen seligem Hintritt sich meiner verwaiseten Jugend mehr, als zu erhoffen, angenommen und nicht allein meine sparsamen Mittel aufgebessert, sondern auch durch seine fürnehme Bekanntschaft unter dem holländischen Adel es dahin gebracht, daß mein teurer Meister van der Helst mich zu seinem Schüler angenommen.

Meinte ich doch zu wissen, daß der verehrte Mann unversehrt auf seinem Herrenhofe sitze; wofür dem Allmächtigen nicht genug zu danken; denn, derweilen ich in der Fremde mich der Kunst beflissen, war daheim die Kriegsgreuel über das Land gekommen; so zwar, daß die Truppen, die gegen den kriegswütigen Schweden dem König zum Beistand hergezogen, fast ärger als die Feinde selbst gehauset, ja selbst der Diener Gottes mehrere in jämmerlichen Tod gebracht. Durch den plötzlichen Hintritt des schwedischen Carolus war nun zwar Friede; aber die grausamen Stapfen des Krieges lagen überall; manch Bauern- oder Kätnerhaus, wo man mich als Knaben mit einem Trunke süßer Milch bewirtet, hatte ich auf meiner Morgenwanderung niedergesenget am Wege liegen sehen und manches Feld in ödem Unkraut, darauf sonst um diese Zeit der Roggen seine grünen Spitzen trieb.

Aber solches beschwerte mich heut' nicht allzusehr; ich hatte nur Verlangen, wie ich dem edlen Herrn durch meine Kunst beweisen möchte, daß er Gab' und Gunst an keinen Unwürdigen verschwendet habe; dachte auch nicht an Strolche und verlaufen Gesindel, das vom Kriege her noch in den Wäldern Umtrieb halten sollte. Wohl aber tückete mich ein anderes, und das war der Gedanke an den Junker Wulf. Er war mir immer hold gewesen, hatte wohl gar, was sein edler Vater an mir getan als einen Diebstahl an ihm selber angesehen; und manches Mal, wenn ich, wie öfters nach meines lieben Vaters Tode, im Sommer die Vakanz auf dem Gute zubrachte, hatte er mir die schönen Tage vergället und versalzen. Ob er anitzt in seines Vaters Hause sei, war mir nicht kundgeworden, hatte nur vernommen, daß er noch vor dem Friedensschlusse bei Spiel und Becher mit den schwedischen Offiziers Verkehr gehalten, was mit rechter Holstentreue nicht zu reimen ist.

Indem ich dies bei mir erwog, war ich aus dem Buchenwalde in den Reitsteig durch das Tannenhölzchen geschritten, das schon dem Hofe nahe liegt. Wie liebliche Erinnerung umhauchte mich der Würzeduft des Harzes; aber bald trat ich aus dem Schatten in den vollen Sonnenschein hinaus; da lagen zu beiden Seiten die mit Haselbüschen eingehegten Wiesen, und nicht lange, so wanderte ich zwischen den zwo Reihen gewaltiger Eichbäume, die zum Herrensitz hinaufführen.

Ich weiß nicht, was für ein bang Gefühl mich plötzlich überkam, ohn' alle Ursach', wie ich derzeit dachte; denn es war eitel Sonnenschein umher, und vom Himmel herab klang ein gar herzlich und ermunternd Lerchensingen. Und siehe, dort auf der Koppel, wo der Hofmann seinen Immenhof hat, stand ja auch noch der alte Holzbirnenbaum und flüsterte mit seinen jungen Blättern in der blauen Luft.

„Grüß' dich Gott!" sagte ich leis, gedachte dabei aber weniger des Baumes als vielmehr des holden Gottesgeschöpfes, in dem, wie es sich nachmals fügen mußte, all Glück und Leid und auch all' nagende Buße meines Lebens beschlossen sein sollte, für jetzt und alle Zeit. Das war des edlen Herrn Gerhardus Töchterlein, des Junkers Wulfen einzig Geschwister.

Item, es war bald nach meines lieben Vaters Tode, als ich zum erstenmal die ganze Vakanz hier verbrachte; sie war derzeit ein neunjährig Dirnlein, die ihre braunen Zöpfe lustig fliegen ließ; ich zählte um ein paar Jahre weiter. So trat ich eines Morgens aus dem Torhaus; der alte Hofmann Dietrich, der ober der Einfahrt wohnt, und neben dem als einem getreuen Mann mir mein Schlafkämmerlein eingeräumt war, hatte mir einen Eschenbogen zugerichtet, mir auch die Bolzen von tüchtigem Blei dazu gegossen, und ich wollte nun auf die Raubvögel, deren genug bei dem Herrenhaus umherschrien; da kam sie vom Hofe auf mich zugesprungen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Klapperschlangen-Pensionat.

Im Städtchen Brownsville in Texas, nahe der mexikanischen Grenze, lebt ein Mann, der ein Pensionat von etwa fünfzigtausend Klapperschlangen und anderen giftigen Kriechtieren unterhält. Außerdem pflegt er eine große Zahl von Riesenschlangen, Pythons und Boas. Er heißt eigentlich King, aber kein Mensch nennt ihn anders als den Schlangenkönig, und er ist unter diesem Namen so bekannt, daß sich zoologische Gärten nur unter diesem Namen an ihn wenden, um ihren Bedarf zu decken. Der Schlangenkönig hat sein sonderbares Gewerbe aus einem angeborenen Interesse für alle Arten von Reptilien gewählt. Jetzt hat er seine originelle Farm schon zwanzig Jahre, und in dieser Zeit hat er mehr als eine halbe Million Pensionäre gehabt. Die meisten kommen aus den dichten Dschungeln am Rio Grande an der mexikanischen Grenze. Durch den Fang solcher Reptilien verschaffen sich die Bauern der Gegend ein recht nettes Nebeneinkommen. Der Schlangenkönig zahlt für das Kilo Lebendgewicht einen halben Dollar. Ein großes Exemplar wiegt zwischen vier und neun Kilo, und wenn ein Mexikaner auf ein gut besetztes Nest stößt, so hat er schon fast sein Glück gemacht. Der Mexikaner ist aber auch ein geschickter Schlangenfänger. Trifft er auf eine Schlange, so sucht er ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, indem er seine Mütze oder ein Stück Zeug vor ihr schwenkt. Die Schlange richtet ihr ganzes Augenmerk auf den sich bewegenden Gegenstand, und indessen schleicht sich die Hand des Mexikaners von hinten immer näher an den Hals des Reptils, bis er es mit festem Griff gepackt hat.

Wenn der Schlangenkönig eine Bestellung auf lebende Schlangen erhält — und die bekommt er sogar von so weit entfernten Stellen wie aus Tokio — so gilt es, sie so zu füttern, daß sie während der langen Reise am Leben bleiben. Das geschieht durch Zwangsfütterung, und zwar mit Hilfe einer gewöhnlichen Fleischmühle, die diesem Zweck angepaßt ist. Die Schlange wird aus ihrem Käfig genommen, wo sie in fast völliger Dunkelheit gehalten wird, und in den „Speisesaal" gebracht. Mit schnellem Griff faßt der Schlangenkönig die Klapperschlange hinter dem Kopf und hindert sie mit der anderen Hand daran, sich um Arm oder Körper zu ringeln. Natürlich ist das Tier wütend und klappert wie rasend mit seiner Rassel. Mit einer Art Spatel wird das Maul der Schlange geöffnet und über das Ansatzrohr der Fleischmühle gezwängt. Mit einigen raschen Kurbeldrehungen wird das Futter eingeflößt. Gewöhnlich genügt eine Wurst von einem Fuß Länge als Kost auch für eine lange Reise. Die größte Klapperschlange, die der Schlangenkönig unter den Händen hatte, war etwa drei Meter lang und von der Dicke eines muskulösen Männerarms; aber dafür bekam sie auch zwei Fuß Wurst mit auf die Reise von Texas nach Manchester.

Der Umgang mit Klapperschlangen ist einfach genug, sagt der Schlangenkönig. Wenn die Schlange einem Menschen gegenübersteht, so ist sie meist erschrockener als der Mensch. Ihr erster Trieb ist, sich in Sicherheit zu bringen. „Wir versuchen immer, die Schlange ungefähr in der Mitte des Körpers zu fassen, so daß die Vorderhälfte durch ihr eigenes Gewicht herabhängt," sagt der Schlangenkönig. Dann kann sie nicht beißen. Im übrigen denkt die Schlange nie daran, einen Gegenstand zu beißen, der sich nicht bewegt." Trotz aller Vorsicht ist King aber doch schon oft von Klapperschlangen gebissen worden. In einem solchen Fall schneidet er sofort rings um die Wunde tief ins Fleisch und sucht das Gift so schnell wie möglich zu entfernen. Einmal biß ihn eine fürchterliche Bestie ins Gesicht. Im nächsten Augenblick hatte er sein rasierklingenscharfes Messer hervorgezogen und sich kreuz und quer in die Wange geschnitten. Obgleich Bisse im Gesicht besonders gefährlich sind, heilte die Wunde recht schnell, und abgesehen von einigen Tagen Fieber und Schwäche wegen des Blutverlustes war der Schlangenkönig bald wieder hergestellt. Schlangengift ist für wissenschaftliche Versuche und für die Herstellung von Serum gegen Schlangenbisse sehr stark gesucht. Man erhält das Gift, indem man die Schlangen reizt und sie in ein Stück Zucker oder in einen Baumwollbausch beißen läßt. Dann ist es leicht, das Gift herauszuziehen, und die Wände im Kontor des Schlangenkönigs zeigen ganze Flaschen voll des gefährlichen Stoffes.



## ▫▫ Bunte Chronik ▫▫



* **Ameisen, die große Tiere fressen.** Merkwürdige Geschichten hört man von Ameisenarten, die in Britisch-Guyana leben. Man hat mit Hilfe starker Ferngläser die verschiedenen Ameisenarten dieses Landes studiert und hier eine erstaunlich hochentwickelte Arbeitsteilung festgestellt. Diese Ameisen haben besondere Hausmädchen, die „aufräumen", und „Masseure", die die ermüdeten Muskeln der Krieger-Ameisen reiben, um sie wieder zu kräftigen. Die gefährlichsten sind die Heer-Ameisen, deren riesigen Bataillonen kein Geschöpf der Welt Widerstand leisten kann. Um ein Insekt oder einen großen Vogel zu töten, brauchen sie nur wenige Minuten, und der Tod eines Jaguars oder Tapirs würde nur wenig mehr Zeit in Anspruch nehmen. Ein Mann, der in seine Hängematte fest verwickelt oder sonst irgendwie am Entkommen verhindert, in die Marschordnung dieser Ameisen geriete, würde dem grausigsten Schicksal ausgesetzt sein. Eine besonders hohe Organisation haben die Atta-Ameisen oder Blattschneider. Diese Ameisen sind so ungenießbare Geschöpfe, daß sie vollkommen ohne Gefahren leben. Die Heer-Ameisen folgen bisweilen ihren Spuren, aber wenn die Massen dieser beiden Ameisenrassen einmal zufällig zusammenstoßen, dann weichen beide einander achtungsvoll aus. Bei der behutsamen Öffnung eines Attanestes fand man ein großes Beet von künstlich erzeugten Schwämmen, die die Tiere selbst erzeugen. Die Blätter, die sie schneiden und in das Nest zusammentragen, werden von ihnen zerkaut und dann als Düngemittel für die Pilze verwendet. Die kräftigen Kauwerkzeuge der Atta-Ameisen werden von den Eingeborenen zur Wundheilung benützt. Anstatt lange Wunden zu nähen, werden eine Anzahl dieser Riesenameisen gesammelt und ihre Kauwerkzeuge an die Ränder der Haut gesetzt, die sie fest zusammenziehen.

* **Die seltsamen Reliquien der Klosterkirche.** In dem ältesten im Jahre 1793 gegründeten Seebad Deutschlands, dem kleinen 5 Kilometer von der Ostsee entfernt, in fruchtbarer Gegend liegend, von schönen, waldigen Höhen eingeschlossenen Doberan, wird die aus dem 14. Jahrhundert stammende Klosterkirche, die als die schönste Kirche Mecklenburgs gelten kann, viel besucht. Zahlreiche Grabstätten vieler Mitglieder des Fürstenhauses befinden sich in der Kirche. Ein seltsames Geschick hat sie in den Ruf gebracht, durch skurile Grabinschriften und Reliquien sich auszuzeichnen. Es steht aber fest, daß diese Inschriften und Reliquien sämtlich Produkte des 18. Jahrhunderts sind. Auf einem Grabstein z. B. lesen wir:

„Hier ruht Ahlke, Ahlke Pott, bewor'em, lewe Herregott<br>
As ick Di wollt' bewohren, wenn Du warst Ehlke, Ahlke Pott<br>
Un ick de lewe Herregott!"

Und in der sogenannten Bülow-Kapelle finden wir den Wandspruch:

Wiek (weiche), Düwel, wiek weik wiet von mi!<br>
Ick scher mi nich en Hor um Di<br>
Ick bün en mecklenbörg'sch Edelmann,<br>
Wat geiht Di Düwel min Supen an?<br>
Ick sup mit meinen Herrn Jesu Christ.<br>
Wenn Du, Düwel, ewig döften müßt<br>
Un drink mit em söt (süße, kalte Schale) Kolleschaal,<br>
Wenn Du sittst in de Höllenqual,<br>
Drüm rad ick: wiek, lop, rönn und gah,<br>
Sünst bi den Düwel ick tau schlah.



## Kleine Rundschau-Ecke



* **Prognose.** Wenn ein Pärchen zusammensitzt und nur zwei Tassen Kaffee bestellt, dazu zwei Glas Wasser, kann man darauf wetten, daß es ein Ehepaar ist. Werden noch Zigaretten dazu gewünscht, sind es Verlobte. Wenn er aber nur ein Glas Bier bestellt, sie hingegen eine Eisschokolade, drei Torten, zwei Eierkognaks, eine Portion Eis, drei Sherry Brandy, dann sind sie n u r „verliebt".

* **Im Schatten des Titanen.** Es hat eine Razzia stattgefunden. Der erste Arrestant wird dem Oberwachtmeister vorgeführt. — „Wie heißen Sie?" — „G o e t h e." — „Vorname?" — „August." — „Beruf?" — „Schreiber." — Der Nächste kommt heran. Er tut sehr aufgeregt und haut auf den Tisch. „Es ist eine Unerhörtheit, mich grundlos hierher zu schleppen. Ich bin ein Schriftsteller von Ruf, mein Name ist Gustav H o c h s t e t t e r!" — Der Oberwachtmeister: „Lieber Herr, det kann uns hier nich imponieren, — eben war Joethe da!"

*

* **Die Verlobten.** „Zu schade, Emil, daß man nicht weiß, ob der Mond bewohnbar ist!" „Warum denn, mein Schatz?" „Dann könnten wir vielleicht da oben eine Wohnung kriegen."

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.